

Wer nicht dumm sein will, muss hören!



Tillmann Courth besucht die Jahrestagung der »Gesellschaft für Comicforschung (ComFor)«



Daniela Kaufmann am Pult vor respektabel gefülltem Plenum

Alle Fotos: Ronny Bittner

Der Magen knurrt, der Hintern kribbelt, im Kopf dreht sich alles. Und das schon auf der ersten Etappe! Das hab ich davon, dass ich mich hier angemeldet habe – beim härtesten Wissenschafts-Meet der Comicwelt! Die ComFor-Jahrestagung ist der »Ironman« für Comicfreunde: ein Power-Point-Marathon in einem Hörsaal ohne Frischluftzufuhr – und das über eine Distanz von drei Tagen.

Überall auf der Welt gibt es Fachtagungen und Seminare zum Thema Comics, doch einmal im Jahr organisieren ComFor-Mitglieder an ihrer Alma Mater diese traditionell dreitägige Mega-Themenkonferenz. (Wenn Sie nicht wissen, was eine Alma Mater ist, hören Sie jetzt

eh besser auf zu lesen.) Im Dezember 2017 richteten Rolf Lohse und Joachim Trinkwitz von der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn die Veranstaltung aus, Thema diesmal: »Der Comic und das Populäre«.

Obwohl ich mich eigentlich gegen die »Verwissenschaftlichung« von Comics sträube, bin ich seit 2016 Mitglied in diesem Verein (es ist wirklich ein Verein, s. Infokasten). Diese ComicforscherInnen sind einfach rasend nett, freuen sich über jeden Zugang – und ich bin schlicht zu neugierig. Mich interessiert, auf welche Arten man Comics analysieren kann.

Hier sitze ich nun, ich könnte anders, aber manchmal bin ich streng zu mir selber.

Tag 1: Der Sandman lacht nicht!

Die Kunsthistorikerin Daniela Kaufmann aus Graz kommt über Kasimir Malewitschs Suprematismus auf George Herrimans *Krazy Kat* zu sprechen. Kaufmann regt an, angesichts Herrimans nichtweißer Herkunft (erst Jahrzehnte nach seinem Tod kam seine kreolische Herkunft ans Licht) das bekannte Drei-

eck »Krazy-Ignatz-Officer Pup« anders zu deuten: nicht nur als emotionale Dreiecksbeziehung, sondern womöglich als Spannungsfeld afroamerikanisch-jüdisch-irischer Konflikte. Oha, interessant! Hatte ich komplett nicht auf dem Schirm.

Rafal Jakiel aus Wrocław (Breslau) belustigt das Plenum mit linguistischen Analysen von Superheldennamen, Zita Hüsing aus Bonn referiert über die geografische Bedeutung der Sumpflandschaft in *Swamp Thing*. Elisabeth Krieger aus Salzburg lobt die Subversivität der Frauenfiguren bei Alison Bechdel und Phoebe Gloeckner (vergrault mich aber mit Song-Einspielungen aus der Musicalfassung von *Fun Home*); Véronique Sina aus Köln schlägt in eine ähnliche Kerbe und hebt die Bedeutung von weiblichen (und oft jüdischen) Künstlerinnen hervor (vorneweg Aline Kominsky) und präsentiert uns den Hulk als Golem. Ihr Credo: Popkultur ist ein Feld der gesellschaftlichen Auseinandersetzung, das Minderheiten, randständigen Themen oder politischen Anliegen Gehör verschaffen kann.

Pnina Rosenberg aus Haifa (Israel) stellt das im Deportationslager Gurs

(Südfrankreich) entstandene Werk von Horst Rosenthal vor. COMIXENE-Leser haben in Ausgabe Nr. 124 davon Notiz genommen.

Die »Keynote« am Abend (also der VIP-Vortrag) kommt von Julia Round aus Bournemouth. Sie beschäftigt sich mit der Literarizität des *Sandman*-Zyklus und erinnert daran, dass dieser Comic nicht nur Populärkultur ist, sondern auch den Steinbruch der Kulturgeschichte ausbeutet und immer wieder über sich selbst hinaus verweist (s. Foucault und Barthes). Als sie jedoch einen »Autoclam« am Werk sieht (laut Internet gibt es das Wort gar nicht, außer in geologischem Kontext), steige ich mental aus.

Say whaaaaat?!

Immerhin komme ich beim anschließenden Brauhausbesuch neben Julia Round zu sitzen. Auch wenn die Lautstärke keine wissenschaftsorientierten Nachfragen erlaubt, können wir doch über Biere fachsimpeln und kommen zu der Conclusio, dass Neil Gaiman keinen Humor hat.

Doch, doch, denken Sie mal drüber nach. Anflüge von Ironie und Sarkasmus vielleicht, aber Gaiman geht niemals auf den Lacher.

Tag 2: Wakanda liegt in Afrika!

David Turgay aus Landau hat sich Mühe gemacht und 150 Comichefte von DC und Marvel aus den letzten 25 Jahren Bild für Bild durchforstet. Turgay wollte überprüfen, ob sich die beiden Mainstream-Häuser in ihrer Bildsprache an die Independents (Image, Dark Horse, Avatar) angenähert haben. Ob also eine Einflussnahme oder gar Vermischung der »Lager« feststellbar ist. Dazu hat Turgay Kriterien wie textfreie Bilderstreifen, metafiktionale Elemente oder kreatives Layout angelegt. Er resümiert, dass prozentual wenig Neues passiere und die populäre Massenkultur weiterhin ungebrochen regiere.

Der Saal applaudiert seinem Fleiß, aber nimmt Turgay dann unter Beschuss (oder besser: ein »friendly fire«): Erstens sei seine Einteilung in »Mainstream« und »Independent« fraglich und nicht haltbar, zweitens seine Kriterien willkürlich gewählt und kaum aussagekräftig. Korrekt!

Das ist kein wissenschaftliches Arbeiten. Analyse muss tiefer gehen und feiner differenzieren, und gerade Comics sind ein Minenfeld der Medialität und Referentialität ... huch, der Geisteswissenschaftler in mir erwacht! Jetzt spüre ich den zweiten Atem, das »Thinker's High« setzt ein. Kann ich gut brauchen, noch sind wir mitten im zweiten Tag.

Stephan Packard aus Köln liest auch Superheldencomics, macht darin immer wieder schöne Entdeckungen. Mit der ihm eigenen akademischen Magie vermischt er sein Referat über fiktive Orte wie »Wakanda« mit dem Sender-Empfängermodell der Massenkultur, würzt das Ganze mit Adorno und Zizek – und heraus kommen kluge Betrachtungen zur Fiktionalität, die sich ebensogut auf die virulente »Lügenpresse«-Diskussion anwenden ließen: Was ist prinzipiell erfindbar und woran erkennen wir, dass wir es nicht mit Fakten zu tun haben?

Christian Bachmann aus Bochum verfolgt die Figur des Musikvirtuosen seit Wilhelm Busch durch die frühen Jahrzehnte des Zeitungcomics und der Karikatur und beweist, dass schon weit vor 1900 ein Prototyp der Popkultur

geboren wird. Dietrich Grünewald aus Reiskirchen unterhält mit Comicbeispielen, die die Selbstreferentialität von Popkultur unterstreichen. Von Carl Barks und Volker Reiche bis zu *Asterix* und Underground-Comics. Erstaunlich, in wie viele Werke Zitate aus der bildenden Kunst geschmuggelt wurden. Comics als intellektuelles Vergnügen sind sein Thema – brutal konterkariert vom sich anschließenden Keynote-Vortrag des Samstags.

Martin Lund aus Södertörn (Schweden) stellt die religiösen Comics des US-Amerikaners Jack T. Chick vor.

Dessen orthodox-christliche Traktate hatten die Form von Piccolo-Heftchen und wurden über 50 Jahre lang produziert und in aberwitziger Menge verteilt, meist guerillaartig an öffentlichen Plätzen ausgelegt oder in Büchern versteckt. Ein für Europäer grotesk anmutendes Unterfangen, das man jedoch nicht als Randphänomen unterschätzen sollte. Lund mahnt an, dass solche Pamphlete als popkulturelles Erbe der USA zu betrachten sind und mit einer Verbreitung von beinahe einer Milliarde (!) Exemplaren weltweit

Comicforschung in Deutschland

2005 schlossen sich acht Comicaaktivisten (Günter Dammann, Bernd Dolle-Weinkauff, Martin Frenzel, Dietrich Grünewald, Burkhard Ihme, Heiner Jahncke, Ralf Palandt und Eckart Sackmann) zur »Gesellschaft für Comicforschung« zusammen. Ihr Ziel war der Austausch über Untersuchungen und Arbeiten zu und über Comics. Bald zog die Gruppe weitere Interessierte an, vornehmlich Akademiker, Künstler, Sammler.

Durch Comicseminare an Universitäten, Abschlussarbeiten aller Art sowie Doktoranden-Projekte verlagerte sich der Schwerpunkt auf interdisziplinäre und wissenschaftlich-theoretische Abhandlungen zu Comics, gerne auch bezogen auf Werke aus den USA, Frankreich und Japan. Das führte 2010 zum Austritt Eckart Sackmanns, der einen bodenständigeren, am Korpus (nicht der Theorie) orientierten Ansatz verfolgte: Bei seiner »Patrimonium Deutsche Comicforschung« betrachtet man zudem ausschließlich die einheimische Comichistorie. Dort erscheint seit 2005 das Jahrbuch *Deutsche Comicforschung*. Die ComFor hingegen veröffentlicht thematisch ausgerichtete Tagungsbände, die im Verlag Ch. A. Bachmann erscheinen.

Laut neuer Satzung von 2014 ist die ComFor ein eingetragener Verein, der »die Vernetzung und Unterstützung aller wissenschaftlich am Comic Interessierten durch die Durchführung wissenschaftlicher Veranstaltungen, durch Beratung und Publikationen, sowie durch die populäre und fachliche Vermittlung von Comicforschung und ihren Ergebnissen« betreibt und fördert.

Mittlerweile zählt die ComFor 130 Mitglieder, der Verein wächst langsam, aber stetig. Der Jahresbeitrag beträgt 25 Euro; Fördermitglied kann jeder comicinteressierte Mensch sein, eine Anbindung an Hochschulwissenschaft ist nicht nötig. Die exzellent gepflegte und übersichtliche Webseite (www.comicgesellschaft.de) gibt weitere Auskünfte und listet Ausstellungen, Vorträge, Fachtagungen und Publikationen zum Thema Comic.

COMFOR
GESELLSCHAFT FÜR COMICFORSCHUNG



Weitere Gruppierungen im universitären Rahmen sind die AG Comicforschung der Gesellschaft für Medienwissenschaft (Véronique Sina; www.agcomic.net) sowie die Forschungsstellen an den Universitäten Frankfurt (Bernd Dolle-Weinkauff) und Hamburg (die ArGL; Astrid Böger).

in die Gesellschaft einsickern und dank simplifizierter Botschaften Wirkung entfalten können.

Beim Rotwein beim Italiener noch die Unmöglichkeit diskutiert, wortgetreu nach der Bibel leben zu können. Chick sah übrigens im Katholizismus die größte Verschwörung aller Zeiten, die unter anderem auch zum Holocaust geführt habe. Ich glaub, der Kellner guckt schon komisch ...

Tag 3: Danke für den Schmutz und Schund!

Markus Oppolzer aus Salzburg berichtet aus der pädagogischen Praxis, dass das Aufkommen des Labels »Graphic Novel« weiterhin für Verwirrung und Missverständnisse Sorge.

Begrüßenswert der Einzug von Comics in den Schulalltag, beklagenswert die Versteifung auf einen Kanon immergleicher Standardwerke von Spiegelman, Sacco, Eisner, Satrapi oder Bechdel. Das greife zu kurz, um Comics in ihrer Vielfalt gerecht zu werden. Die Dichotomie in Unterhaltungs- und Hochkultur werde auf diese Weise nicht überwunden.

An dieses Thema anschließend erinnert Joachim Trinkwitz aus Bonn daran, dass Graphic Novels nicht vom Himmel fallen, sondern oft einen langen Vorlauf als Einzelheftserie vorzuweisen haben. Der oft noch naserrümpfend behandelte »Heftchencomic« kann Träger frischer



Mitveranstalter Joachim Trinkwitz während seines Vortrags

und literarischer Ideen sein. Die gefeierten Comicromane von Alan Moore, Charles Burns, Eddie Campbell sind ohne seriell erscheinen gar nicht produzierbar, geschweige denn finanzierbar.

Lukas Wilde aus Tübingen macht ein neues Fass auf: die Verwendung von Charakteren in anderen Kontexten. Nicht nur werden gemeinfreie Superhelden (*public domain super heroes*) in neuen Heften reaktiviert, auch kulturell schon besetzte Figuren werden in Werbung und anderen Medien rekontextualisiert (von Micky Maus bis zu Märchenfiguren). Wilde benutzt den japanischen Begriff »kyarakuta« (der »character«), der sich transmedial zum »kyara« wandelt (einem Proto-Charakter) – beispielsweise ein Comicheld, der eigene Gestalt an-

nimmt als Cosplay-Figur oder Fan-Art-Illustration.

Wo verlaufen hier die Grenzen zum copyrightgeschützten Original und in wie viele denkbare Kontexte kann eine Figur gesetzt werden? Das Plenum staunte über Wildes Entdeckung eines »AfD-Girls« im Mangalook. Die rechte Szene bedient sich dieser Mädchengestalt (erkennbar durch die Bildchiffren weißes Hemd, rote Krawatte, blaue Haare mit AfD-Spange) zur Herstellung systemkritischer Satire in Memes und Cartoons.

Sein wissenschaftliches Fazit kommt mir nach drei Tagen Fachwortbombardement fast frech vor: Wir verfügten über zu wenige Begriffe (!) zur konkreten Benennung dieser Phänomene

und differenzierten allgemein nicht genug! *Äh*. Welch eine Klatsche, jetzt, so kurz vorm Zieleinlauf.

Gut, dass Jörn Ahrens aus Gießen wieder in breiteres Fahrwasser steuert und Musik für die Ohren von uns Comicfreunden auflegt: Nachdem Comics in ihren früheren Tagen verteufelt und marginalisiert worden seien (»Schmutz und Schund«, Comics Code), hätten sie aus der Ablehnung des Establishments heraus ihre Wirkung entfalten und zu einer tragenden Säule der Pop- und Massenkultur werden können. Die strenge Trennung zwischen U- und E-Kultur sei im Fallen begriffen und weiche mehr und mehr einer gegenseitigen Befruchtung und Vermischung.

Meine Rede: Warten wir noch 50 Jahre, dann hat sich die elitäre Hochkultur verflüchtigt.

Der Schlussvortrag von Ole Frahm aus Frankfurt ist abgesagt. Trinkwitz und Lohse erwägen kurz, den schriftlich vorliegenden Beitrag vom Blatt abzulesen, doch schnell wird klar, dass darauf niemand mehr Bock hat. Also ab zu den Zügen bzw. zum Mittagessen. Wo ich den armen Lukas Wilde über seiner Bruschetta noch mit Fachfragen löchere. Der Mann hat vor Jahren schon eine 14 Seiten lange Definition von Comic verfasst, die klarmacht, dass man Comic nicht definieren kann. Das ist brillant und Stand der Wissenschaft, ich sag nur »Intersemiotizität«, »Multimodalität« und »flexible Prädikations-



Lukas Wilde präsentiert Charaktere in Kontexten

möglichkeiten des Bildes« seitens des Betrachters sowieso. *Autsch*. Wenn das Gehirn ein Muskel ist, hab ich morgen Muskelkater. Ein Zeichen, dass man was geleistet hat.

Jetzt nicht schlappmachen!

Jetzt, wo wir alle mental warmgelaufen sind, darf ich einen Ausblick auf drei Veranstaltungen im Jahr 2018 geben. An der Universität Gießen findet am 22./23. Februar eine internationale Konferenz zum Thema »Graphic Realities: Comics as Documentary, History, and Journalism« statt. Im Februar/März wird es eine Beteiligung an der

»KinderUni Köln« geben (Programm folgt noch), und im September steht die nächste ComFor-Jahrestagung an. In Köln spricht man vom 17.–19. September über »Geschlecht, Diversität und Identität im Comic«. Erfreulich hier, dass die Deutsche Forschungsgemeinschaft dieses Thema goutiert und deswegen diese Veranstaltung mit mehreren tausend Euro bezuschusst. Das Rahmenprogramm kann entsprechend großzügig mit internationalen Gästen bestückt werden.

Ich freu mich drauf, am nächsten Marathon teilzunehmen: Studier' dich krass, Alter!

Vernetzung ist das Zauberwort

Der ComFor-Vorsitzende Stephan Packard im Interview



Gratulation zur frisch ernennten Professur. Wo bitteschön bist du konkret installiert und was forschst du dort?

Stephan Packard: Ich bin Professor für Kulturen und Theorien des Populären an der Universität zu Köln, und zwar am Institut für

Medienkultur und Theater. Ich forsche über Comics. Ich forsche auch über mediale Kontrolle, das meint alle Zusammenhänge von Zensur, Überwachung und Propaganda, auch so etwas wie erzwungene Zeugenaussagen; und ich forsche über Narratologie, Fiktionalität und Ideologie.

Alles im Bereich Comics?

Stephan Packard: Auch abseits dessen. Comics spielen eine wesentliche Rolle in meiner Forschung, aber es geht auch um andere Medien; und um faktuale Texte, Comics und andere, aus dem Journalismus zum Beispiel.

Dann bist du kein »Comicprofessor«, so was gibt es in Deutschland ja gar nicht, richtig?

Stephan Packard: Genau, was einer Comicprofessur am nächsten käme, wäre die Professur von Anke Feuchtenberger an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften in Hamburg, an der sie Zeichnen und Medienillustration lehrt, allerdings auch mit dichter, theoretischer Basis. Eine Professur für Comicforschung gibt es in Deutschland nicht.

Wie prekär geht es den deutschen Comicforschern? Weißt du, wie viele überhaupt eine feste Stelle haben?

Stephan Packard: Geisteswissenschaft in Deutschland ist generell prekär. Die Comicforscher_innen sind in der Breite vergleichsweise jung aufgestellt, sehr viele von ihnen sind so genannter »wissenschaftlicher Nachwuchs«. Da sich diese Phase im hiesigen System bis zur Altersgrenze von 45 oder 50 Jahren dehnen kann, sind viele von ihnen in prekärer Lage – ich war das bis vor wenigen Monaten auch.

Die gute Nachricht ist, dass die Comicforschung in Deutschland seit gut zehn Jahren massive Zuwächse an Beiträgen wie auch Interesse erfährt. Im Vergleich zu anderen Bereichen der Medienwissenschaften geht es der Comicforschung vergleichsweise gut. Das eröffnet sowohl inhaltliche wie auch strukturelle Chancen.

Eine Comicprofessur wäre also denkbar?

Stephan Packard: Man kann darüber streiten, ob man Comicforschung als eigenes

Fach überhaupt möchte. Eine Differenzierung könnte sinnvoller sein: Wir machen die Erfahrung, dass es auf Interdisziplinarität ankommt. Auf unseren Tagungen erleben wir Vorträge von Linguist_innen, von Kunsthistoriker_innen, von Literaturwissenschaftler_innen und Soziolog_innen und vielen mehr – die alle in einen produktiven Dialog miteinander treten! Wir bräuchten als ersten Schritt auf der Promotionsebene eine Graduiertenschule, die Nachwuchs aus verschiedenen wissenschaftlichen Fächern zusammenführt.

Wie ginge es weiter?

Stephan Packard: In einem nächsten Schritt, ein Jahrzehnt weiter vielleicht, könnte man Studiengänge an einzelnen Instituten installieren – wenn man das denn will. Daraus ginge dann eine neue Sorte interdisziplinär geschulter Comicforscher hervor.

Verlassen wir mal die Wissenschaften. Wie offen ist die ComFor für akademische Laien? Welche Rolle spielt etwa Burkhard Ihme?

Stephan Packard: Burkhard Ihme ist einer der Gründer und zentralen Figuren in der ComFor. [Der Stuttgarter ist Zeichner, Autor, Herausgeber und Motor des ICOM, Interessenverband Comic.] Er verfügt als Comiczeichner über praktische Einsichten in die Materie, die den meisten anderen Forschern fehlt. Nicht jeder Zeichner ist automatisch Comicforscher, aber das Zeichnen eröffnet einen Zugang zur Comicforschung, mit dem man sich in der ComFor engagieren kann. Wichtig ist, dass sich die Mitglieder mit verschiedenen Zugängen gegenseitig zuhören und miteinander reden.

Leider existieren gewisse Vorbehalte zwischen Academia und Privatforschung ...

Stephan Packard: Es gibt Wissenschaftler, die der so genannten Laienforschung nicht zuhören wollen, weil sie keinen Fachjargon benutzt.

Andererseits gibt es Sammler, die sich seit 40 Jahren mit einer bestimmten Materie befassen, aber sich nicht vorstellen können, darauf wissenschaftliche Analyseinstrumente

anzuwenden und die daher auch die analytischen Konzepte blind ablehnen, die in dem Fachvokabular ausgedrückt werden. Beides ist nicht produktiv.

Wir brauchen die Bereitschaft zur gegenseitigen »Übersetzung«. Ich habe das vor Jahren einmal als Form des »Vergönnens« bezeichnet ...

Da weiß ich als Rheinländer Bescheid: Man muss auch gönnen können!

Stephan Packard: Es braucht erstens das Zugeständnis, dass ein anderer anders spricht und denkt als man selber, und zweitens darf man zwei Fehler nicht machen: Wir dürfen weder sagen »Weil es anders ist, interessiert es mich nicht« noch »Weil es mich interessiert, ist es gar nicht anders« – gerade WEIL es anders ist, kann es interessant sein!

Und das erreichen wir mit Vernetzung. Ist die ComFor darauf aus?

Stephan Packard: Exakt das ist der zentrale Satzungszweck.